

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 264.

Freitag, 11. November

1927.

(28. Fortsetzung.)

Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Wilko Seidel.

Nora lacht schallend und befreit auf.
„Weißt du was, Otto? — Eröffnen wir doch einen Loko Bombay hier, einen Kramladen, und kleiden sie indisch ein . . . Den Listboy vom Atlantic im Sarong! — Dann fühlst du dich hier zu Hause! — Nein, mein Lieber, du redest Unsinn. Du mußt solche Hemmungen beseitigen. Zunächst einmal die Angst vor mir.“

Sie steht wieder auf, zieht auch ihn empor und preßt sich an ihn. Ein Strom von Kraft geht von ihr zu ihm über.

„So ein Unsinn“, flüstert sie. „Behandle sie ruhig wie Mahil und Nas. Und was bin ich? Deine Nonna. Nur das Kostüm ist anders, an Kulissen gewöhnt man sich. — Und was deinen Urlaub betrifft, arbeite ruhig weiter hier, mach' eine Praxis auf, für Seelente . . . Die brauchen deine Tropenkenntnis, sollt' ich meinen! Ich passe schon auf, daß du des Guten nicht zuviel rußt. Bücher . . . Kunst . . . Es ist ja alles da, um dir das Leben zu verschönern.“

Plötzlich ist es, als werde sie matt in seinem Arm. Mit schmerzlichem Lächeln: „Es ist fast zuviel für mich, verzeih. — Du wirst ein ganz gesunder Mensch, du brauchst nur zu wollen. Bemüh' dich nur, Indien hinauszuworfen aus dir. Das geht hier in Hamburg gut; ein normaler Prozeß . . . Ein paar Wochen, und du kennst dich selbst nicht wieder . . . Komm morgen! Komm jeden Tag! Du wirst sehen, alles wird gut!“

Er ist gegangen und sie steht noch mitten auf dem Teppich.

„Es wird noch alles gut, wie?“ fragt sie laut in die Stille hinein.

Kein Echo kommt. Sie setzt sich wieder aufs Sofa und grübelt.

Plötzlich wie eine Stahlfeder, mit einer entschlossenen Bewegung, richtet sie sich auf und ballt die Hände.

Weißer Ameisen.

Die Formalitäten, die Herrn Erdbrink von seiner Frau trennen sollen, nähern sich allmählich dem Abschluß. Täglich nimmt er seine Mahlzeiten bei seiner Frau ein, läßt sich aber sonst nicht blicken.

Als der Doktor an einem Märztage von Nora ins Atlantic zurückkommt, bittet man ihn, die Postquittung für einen ziemlich gewichtigen Brief zu unterzeichnen, der soeben von Holländisch-Indien eingetroffen ist. Es muß diese Scheidungssache sein, denkt er; ich habe ja so eine Schaubudenangelegenheit laufen, irgendwo am Ende der Welt . . . Unsäglich fremd und ferngerückt kommt es ihm vor, wie ein schlechtes Drama, das man mit umgedrehtem Opernglas betrachtet. Mit zwei Fingern nimmt er den Brief, wie einen verdächtigen Gegenstand und legt ihn im Hotelzimmer auf den Tisch.

Er geht ans Fenster und starrt über die Außen-asser. Ein lauer Wind herlich draußen; Wellchen zerrieseln auf der Fläche. Kahle Baumkronen schwanken. Schon ist es Abend; Lichterketten säumen die Ufer. In das verworrene Hupengetöse, das gedämpft aus der Richtung von Schwanewitz dringt, braust zuweilen,

rhythmisch abgedrosselt, eine heulende Hafensirene. Der Himmel ist zitronengelb. Rehmerbill rührt sich nicht vom Fenster. Er denkt an die hingelagerten Wolkenprächte auf einem Meereshorizont, an eine große Sehnsucht . . . Nun ist diese Sehnsucht erfüllt. Und was nun?

Er ist äußerst distinguiert gekleidet in breitgeschnittenes helles Grau. Sein Gesicht ist voller geworden; nur der gelbliche Teint ist nicht gewichen. Zu schwarzweißer Krawatte, mit einer Perle, trägt er unauffällige Socken mit Halbschuhen. Sein Gang enträt jetzt des schleichend Fährigen, seine Hände des Zitterns. Seine Augen sind nicht mehr trüb und zwinkernd. Im ganzen ist er ein verwandelter Mensch.

Es ist dunkel geworden; er dreht sich ins Zimmer zurück. Da leuchtet dieser Brief vom Tisch, bunt und marktschreierisch belebt. Der Brief drängt sich auf wie ein stummer Schrei. Rehmerbill macht Licht, läßt sich aufs Sofa fallen und klingelt; er ist so versonnen, daß er dem Mädchen das malaiische Wort: „Mer blanda!“ hinwirft, bis sie begreift, daß er Sodawasser will. Er mischt sich seinen Abendtrunk, den zehnjährigen . . . Zwischendurch schießt er nach dem Brief.

Endlich ergreift er ihn und reißt ihn zornig auf. Es sind einige eng beschriebene Blätter, die er zunächst hervorzieht. Er vergewissert sich: ah, das ist Doktor van Affelen, der Mann, der ihm zu Dank verpflichtet ist; an den er damals seine Patienten gewiesen hat; sein damals in Not verstrickter, nun aber hoffentlich prosperierender Kollege! Es ist rührend, dieser denkt an ihn, dieser erstattet ihm aus einer inneren Verpflichtung heraus, trotz der Hitze, ausführlichen Bericht. Da fällt ein anderer Brief zwischen den Blättern hervor: ein geschlossenes Kuvert mit der Adresse in Heyermans' Handschrift, er öffnet ihn und liest:

Teurer Doktor!

Nur ein paar Zeilen! Diesen Brief wollte ich zuerst durch die Agentur schicken, aber van Affelen tut ihn mit seinem eigenen zusammen, den er an Dich schreiben will, ich glaube wegen einiger Krankheitsprotokolle, die er von Dir braucht und nicht finden kann.

Also, mein Lieber, seit wir uns getrennt haben, ist unser gemeinsamer Freund Kusuma, der seit einer Woche seine Ernennung zum Regenten von Batavia bestätigt erhalten hat, hier in Buitenzorg gewesen. Er hat mit den Christlich-Ethischen konzeriert, auch mit einigen sozialdemokratischen Volksraadgrößen, und dann hat er mir die Ehre geschenkt. Ich war perplex.

Ich habe schließlich Respekt vor souveräner Redheit. Politische Gegner, selbst in ausgesprochen sprichwörtlichen Fällen, wie bei ihm und mir — so stötere er — könnten sich doch in persönlichem Verkehr vertragen. Im englischen Parlament beschimpfte man sich ja auch nach Art von Kohrspähen; zwischendurch aber verbringe man die Weekends friedlich miteinander. So sollten wir es auch halten.

Ich mußte sehr lachen und sagte: „Top, haben. Aber dann lassen Sie mir in Zukunft keine Informa-

tion mehr durch meine Diensthöten stehen.“ Er lächelte mächtig und gab es glatt zu.

„Es war eine Entgleisung“, sagte er, und versprach Besserung. „Wie geht es übrigens dem Doktor?“ — So ging es hin und her; Du habest viel Temperament, er müsse bezweifeln, ob Dir Indiens Klima auf die Dauer gut bekommen wäre; es sei vielleicht ganz günstig, daß Du durch Deine entschlossene Abreise Deiner Gesundheit einen Dienst erweist und dadurch „Dein Leben verlängertest.“ — Es klang ungemütlich, gottverdammlich, wie er das so ölig dahinplauderte. Am Schluß erkundigte er sich noch nach meiner eigenen werten Gesundheit und empfahl sich. Ich war froh, als er draußen war.

Teurer Doktor, Du hast vielleicht doch das Richtige getroffen damit, daß Du nach Europa übergesiedelt bist. Seit Du weg bist, fühle ich mich nicht zum besten. Eine bloße Magenverkältung, an der ich seit einiger Zeit laboriere, macht mich so schlapp, wie es in anderem Klima nie der Fall wäre. Van Affelen behandelt mich; er sagt, ich solle Geduld haben; es sei ein hartnäckiger Darmkatarrh. Gegen Alkoholität hat er nichts; das ist die Hauptsache. Na ja, es muß durchgemacht werden.

Sobald ich auf dem Damm bin, reise ich nach Holland zu einem längeren Urlaub. Von dort aus besuche ich Euch in Hamburg. Mit Euch wird dann alles ins reine gekommen sein. Mach' sie glücklich, die kleine Person.

Bis auf weiteres Dein alter
Heyeremans.

Der Doktor faltet den Brief zusammen und wirft ihn auf den Tisch.

Dann nimmt er einen Schlud und macht sich an die Lektüre von van Affelens Schreiben.

Schon nach den ersten Worten stößt er einen heiseren Schrei aus und wälzt sich nach der Wand hinüber. Die Blätter flattern zerstreut ins Zimmer. Zusammengekrümmt und schwer atmend liegt er wohl zwanzig Minuten so da, wie ein angeschossenes Tier.

Es klopf beschneiden an der Zimmertür: das abendliche Signal zum Umkleiden. Es ist sieben Uhr. Er antwortet nicht.

Langsam richtet er sich endlich auf und gleitet vom Sofa. Mit torkelnden Bewegungen sucht er die Blätter zusammen. Mit schwankenden Händen und gläsernen Augen beginnt er aufs neue:

Lieber Kollege!

Ihr armer Freund Heyeremans ist, wenn Sie dies lesen, nicht mehr unter uns. Er ist einem Schicksal zum Opfer gefallen, das gottlos immer seltener wird, dessen Möglichkeit aber immer noch besten Nährboden hier hat, wird es durch Unvorsichtigkeit, sei sie noch so gutgläubig und berechtigt, heraufbeschworen.

Da er über starke Magenschmerzen klagte und kolikartige Indigestionen, behandelte ich ihn zunächst auf akuten Darmkatarrh. Schließlich wurde die Sache so schlimm, daß er mich bat, täglich nach Buitenzorg zu kommen. Die Symptome wurden bald genug eindeutig. Ich sagte nichts, verabreichte Opiate und gestattete Alkohol. Er war ganz heiter und arbeitsam, nur die ständig wachsenden Verdauungsschwierigkeiten schwächten ihn. Er behielt auch seinen Humor, bis ich ihm den Vorschlag machte, ins Hospital zu gehen. Möglicherweise sei es eine Magensistel; er müsse sich durchleuchten lassen.

Ich habe ihn, Herr Kollege, nicht aufgeklärt. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Wenn er seelisch litt, so lag es daran, daß er sich ganz von selbst die Überzeugung bildete, vergiftet worden zu sein. Diesen Verdacht mußte ich ihm schließlich bestätigen, ließ ihm aber tunlichst die Hoffnung offen, daß eine geschickte Operation ihn retten könne. So habe ich wenigstens die Gewißheit, ihm seinen Zustand bis zum Schluß relativ erträglich gemacht zu haben.

Die Operation zeigt den Verdauungstrakt derart resorptionsunfähig, daß Heyeremans höchstens durch anale Aufnahme einige Wochen noch hätte vegetieren können. Der Befund ergab solche Mengen von Bambushärchen, daß an eine wirksame Reinigung nicht zu denken war. Der Arme muß mindestens eine Woche damit gefüttert worden sein. Die Entzündung hatte an zehn verschiedenen Stellen Platz gegriffen.

Seinen früheren Chauffeur, der Drohungen gegen ihn ausgestoßen hatte, hat man verhaftet. Man vermutet, daß die Angelegenheit noch weitere Kreise zieht. So soll der Bruder Ihrer früheren Frau hineinverwickelt sein. Die Motive sind noch nicht geklärt.

Ich habe Heyeremans gekannt und geschätzt, Kollege. Er war ein offener, ehrlicher Charakter. Vielleicht war er kein guter Politiker. Wir können selbst mit den Methoden, die uns unser Gerechtigkeitsgefühl vorschreibt, nichts mehr gewaltsam erzielen. Das war früher anders. Daß solche Dinge möglich sind, beweist, daß die Kontrolle über Indien im einzelnen uns allmählich zu entgleiten droht. So muß jeder noch sehen, wieviel er für sich persönlich herausholt. Das ganze Land wimmelt von Leuten, die mich, Sie — ja, vielleicht Seine Excellenz den G. G. mit Handkuß vergiften würden, wenn etwas wirklich Umwälzendes im Moment damit geschähe. Die Banküberweisungen nach Hamburg und die notarielle Übertragung Ihres Hauses auf Ihre frühere Gattin, womit Sie Ihren armen Freund betrauten, habe ich für Sie erledigt. Es ist nur ein Geringes, womit ich meine Dankeschuld abtragen kann. Durch Übertragung Ihrer Praxis haben Sie mir auf die Füße geholfen.

An Ihrem Hause fahre ich ungerne vorüber. Man erkennt es kaum wieder. Ihre Gattin züchtet dort künstliche Tiere und Schublarrenzwerge, und auf der Veranda sieht man nur noch schwarze Köpfe. Peter de Kuyter und sein Anhang, sagt man, sind ständig dort, zu „Konferenzen“.

Nun muß ich schließen und wünsche Ihnen recht von Herzen alles Gute zu Ihrem neuen Dasein.

Vicisti Domine.

Ihr
Thomas van Affelen Dr. med.

Kehmerdill faltet die Blätter zusammen und steckt sie ins Kuvert. Lange Zeit sitzt er völlig bewegungslos und starrt vor sich hin.

Dann beginnt die Unruhe, die fürchterliche Unruhe. Heyeremans . . .

Das gewaltige, unbekümmerte Lachen klingt ihm im Ohr.

„Hab' ich ihn nicht gewarnt?“ flüstert er vor sich hin, mechanisch immer und immer wieder . . . „Hab' ich ihn nicht gewarnt?“ — Sinnlos. Dieser große Mensch. Ekelhaft. Mit Bambushärchen! — Mein Gott.

Er preßt die Fäuste in die Augen. Er rennt hin und her. Jedesmal rennt er sich im Schrankspiegel entgegen.

Es geht gegen elf Uhr nachts und der Doktor hat das Zimmer nicht verlassen. Die Whiskylasche ist leer. Er hat ein Rezept aufgeschrieben und den Hotelboy damit zur Apotheke geschickt. Er hat daraufhin ein Pappschächtelchen erhalten; es geht nicht anders; wie soll er die schauerhaften Gedanken los werden! Bergraben muß er sich, gänzlich vergraben in Betäubung, in Ablenkung und Zerstreung, in trachender Musik. Er öffnet eines der dreieckigen Papiertchen und schnupft das flimmernde Pulver. Sein Schnurrbart wird halb bestäubt. Während er sich vor dem Spiegel reinigt, grinst ihn eine Larve an. Er ergreift Hut und Mantel und stürzt hinaus.

Ein Auto bringt ihn zur Reeperbahn. Hier hat man Lichter, Gedudel. Schlanke Kolotten streifen ihn . . .

In der „Großen Freiheit“ in Altona, findet er, was er will. Ein Lokal, von Chinesen betrieben, von Matrosen aller Weltteile überschwemmt. Er geht stracks hinein; oh, er hat alle Scheu vor Europa verloren; heut will er vergnügt sein, der blasse, gutgekleidete Herr, und fröhlich sein unter Fröhlichen . . .

Gegen halb sechs Uhr kehrt er ins Hotel zurück. Der Nachtportier, mit gemessenem Unmut, öffnet; — seine Miene erhellt sich, soweit eine Hamburger Miene dies fertig bringt, als ein fürstliches Trinkgeld seine Handfläche schmückt. Der Herr aus Indien hat ein Schnäpschen genehmigt; das sieht man. Er lallt in fremden Zungen. — Plötzlich aber sieht er den Portier grelläugig an und spricht merkwürdig vernehmlich und deutlich:

„Carstens . . . Sie glauben doch nicht etwa auch, daß ich daran schuld bin?“
(Schluß folgt.)

Dämmerung.

Im herbftlichen Anzer neigen ſich leiſe
Sterbende Halme zum frierenden Grund.
Das dürftige Raunen klagender Weiſe
Schweigt aus der Vögelin ermattetem Mund.

Schnell miſcht des Himmels verſpätete Bläue
Sich ängſtlich mit düſterer Schattten Gewand,
Als trüge die Weiſe verkümmerte Reue
Mit trotziſgen Stürmen ins trauernde Land.

Da fallen die Blätter, verwelkt und verblaßt
Aus uralter Bäume ſich ſchüttelndem Aſt.
Es neiget des Waldes erſterbender Blick
Und ſehnt ſich in träumenden Frühling zurück.

Kurt Sommerer.

Der Kofferzettel.

Von Dr. Eugen Roth (München).

„Zimmer?“ Der Portier lächelte inſam. „Zimmer iſt
keins mehr frei!“ Da ſtand ich, mit einer Frau und vier
Koffern, kurz vor Rittersnacht, in der unbekanntem Stadt,
in der man eine unmögliche Sprache redete; und die be-
ſcheidene Vorhalle des Hotels, in die wir uns gerettet hatten,
ſollten wir nun wieder verlaſſen, ſollten hinaus in die
Regennacht, in den ausſichtsloſen Kampf um ein Quartier.
Der Träger ſtand ungeduldig beim Gepäc. Wohin? Der
Portier zuckte die Achſeln. „Höchſtens Palaſt-Hotel!“ Mich
ſchäuderte, ich griff nach dem Herzen unter der Brieffaſche.
Und doch, es blieb keine Wahl. Wir hielten uns ſo tapfer
als möglich, fuhren am Palaſt-Hotel vor, bewegten uns
zwiſchen Marmorwänden, Perſer Teppichen, Liftboas und
Empfangsbeamten ſo ſchüchtern und unbeholfen, wie neu-
abgerichtete Filmkompaſen, hielten den fürchterlichen Blick
des muſternden Portiers mutig aus, fragten demüthig um ein
Zimmer und wurden in lautloſer Vornehmheit in ein
Frunkgemach geführt. Als ſich die Dienerschar entfernt
hatte, fielen wir einander ſchluchzend in die Arme. Nie
hatten wir geahnt, daß das Unglück ſolcher Verwandlungen
ſich bedienen würde, um uns zu vernichten. Nachdem wir
uns ein wenig getröſtet hatten, begannen wir Mut zu machen,
was dieſes bürgerliche Abenteuer wohl koſten könnte. Und
ſchätzten vorſichtig den Nukwert der Lage — erſter Stod,
Vorderzimmer mit Balkon — des Badekabinetts, des Tele-
phonanſchlusses (mein Gott, wen ſollten wir anrufen, wenn
nicht den Himmel um Gnade!) und vieler anderer Annehm-
lichkeiten, die uns augenblicklich unangenehm genug er-
ſchienen. „Es wird fünfundzwanzig Kronen koſten!“ meinte
ich, meine Frau gab es billiger, für achtzehn. Nun kam ein
heiliger Eifer über uns, dieſen hohen Preis zu verdienen.
Wir pritschelten in der Wanne herum, als hätten wir ſeit
vier Wochen nicht mehr gebadet, ſchalteten Licht ein und
aus, ſegelten uns in die Polſterſeſſel, verſchieben Papier
und Tinte, ja, wenn es nicht geredet hätte, wären wir auch
auf den Balkon hinausgegangen. Endlich legten wir uns
ſchlafen, nicht ohne auszurechnen, wie viel dieſer Schlaf pro
Stunde und Nase koſte.

Am andern Tag, als ich gezahlt hatte, ſagte ich ganz
zerknirſcht zu meiner Frau: „Wir haben uns beide geäuſcht.
Alles in allem fünfunddreißig Kronen.“ — „Nun ja“, meinte
ſie und ſchien gar nicht erſchütteret. Und ſtarrte mit ver-
zücktem Blick auf die Koffer; die trugen Zettel, Briefmarken
einſia veraleichbar von wahnſinnigem Wert: „Palaſt-Hotel!“
Da wußte ich, warum ihr mein bitterer Schmerz keinen Ein-
druck mehr machte. Dieſer Zettel würde es nun allen
Menschen erzählen, daß ſie im „Palaſt-Hotel“ abgeſtiegen
war, er würde es verſchweigen, daß es nur der Not ge-
horchend geſchehen ſei. Und meine Frau war gewillt, aus
der Not eine Tugend zu machen.

„Gib nur ja auf den Zettel acht!“ — „Haſt du den
Koffer vorſichtig ins Reu gelegt?“ Das waren jetzt ihre
Sorgen, während ich mir bange überlegte, wie durch größte
Sparſamkeit die ungeheuerliche Ausgabe wieder quitt ge-
macht werden könnte.

Am Abend, als wir in der nächſten Stadt ankamen, be-
mächtigte ſich kurzerhand der Diener des „Hotel Imperial“
unſerer Koffer; geradezu, als wären ſie für ihn aviſiert. Er
tat das ſo ſelbſtverſtändlich, daß mir nichts übrig blieb, als
meine billigen Vorſätze um einen Tag zu verſchieben. Der
Portier ſah den Zettel und nahm ohne weiteres den Schlüssel
von Nr. 1 vom Daten. Das Zimmer war nicht ſo schön als
im „Palaſt-Hotel“, aber um zwei Kronen teurer. Unſere

Freude am Luxus war nicht mehr ſo naiv wie das erſtemal.
Ich vor allem fühlte mich ausgeſprochen unbehaglich; daheim,
dachte ich, dreht man jede Mark um und hier . . . ich bekam
lozuſagen Heimweh. Im Traum erſchien mir meine ſelige
Großmutter, die in einer Bahnhofswartehalle kummervoll
ein Butterbrot aus dem Schnapsack holte; und dabei
wiegenden Kopfes jammerte, wie teuer das Reiſen ſei.

Am Morgen ſlebte neben dem „Palaſt-Hotel“ das „Im-
perial“. Ich hatte meinen ſchäblichſten Anzug angezogen und
meine Frau angeſeht, ſich möglichſt einfach zu kleiden. Aber
das machte das Unheil nur noch ärger. Denn von nun an
hielt man uns für ſteinreiche Amerikaner. Bürgten doch die
Hoteltettel dafür, daß unſer beſcheidenes Auftreten nur eine
Schrulle ſein konnte. Wir wurden alſo hartnäckig auf eng-
liſch angeſprochen; der Hoteldiener, der unſere Sachen zur
Bahn gebracht hatte, verſtaute alles in einem unbewachten
Augenblick in einen Wagen zweiter Klaſſe und da die Aus-
einanderſetzung mit ihm zu einem lächerlichen Auftritt aus-
zuarten drohte, der Zug überdies ſich ſchon in Bewegung
ſetzte, mußten wir bleiben und nachzahlen.

In ohnmächtiger Wut beſchloß ich nun, es beſonders
ſchlau anzufangen, um dem Verhängnis zu entgehen. In
einem kleineren Ort, überlegte ich, muß man ja billiger
unterkommen als in einer großen Stadt. Und dann werden
wir das Gepäc am Bahnhof hinterſtellen, ein nettes, be-
ſcheidenes Hotel herausſuchen — kurz, ich hatte einen un-
fehlbaren Schlauchtplan.

Wir ſtiegen aus, der Zug dampfte ab, der Bahnhof war
bald menschenleer. Ein Hoteldiener ſchlief verſchlafen auf
uns zu, aber ich winkte ihm energisch ab. Ich hatte einen
ſinnloſen Haß gegen dieſe Kerle bekommen. Keuchend
ſchleppte ich die Koffer. Eine Krone war geſpart, aber ich
mußte zugeben, daß ich nicht zwanzig auf dieſe Weiſe hätte
verdienen wollen. Niemand kümmerte ſich um uns, nie-
mand ſprach engliſch oder deutſch. Ein hilfloses Grinsen war
alles, was man aus den Leuten herausbringen konnte. Nach
einer halben Stunde ſchweißtriefendes Bemühens hatte ich
eine Ahnung, daß uns ein grauſames Schickſal bevorſtand.
Wir befanden uns nicht in einer Ortschaft, ſondern auf einem
Bahnhof. Immerhin, in das Städtchen, das nur eine halbe
Stunde entfernt iſt, war ein Poſtauto gegangen, das wir
nicht beachtet hatten. In der einzig möglichen Richtung
ging nur noch ein Bummelzug kurz vor Rittersnacht. Der
Hoteldiener, auf deſſen Dienſte wir ſo ſtolz verzichtet hatten,
ward nur zu dem einen Zuge geſchickt, dem wir ſoeben ent-
ſtiegen waren. Und zwar war beſagter Diener mit dem
Auto vom „Grandhotel“ eines naechen Kurortes herüber-
gefahren und war jetzt ſicher ſchon wieder daheim mit der
Melbung, es ſeien wohl beſſere Fremde ausgeſtiegen, hätten
aber ſonderbarerweiſe nichts von ihm wiſſen wollen.

Meine Frau, der die ganze Geſchichte gar nicht recht
war, hänselte mich, ob ſie mir wenigſtens billig erſcheine.
Bei peinlich raſch fortſchreitender Dämmerung überlegte ich,
was zu tun ſei. Nur nicht das „Grandhotel“! Ich war ich
mir. Wir beluden endlich einen Mann von der Bahn mit
zwei Koffern, die anderen beiden trug ich ſelbſt und ſo traten
wir den Marſch in das Städtchen an. Das empfing uns mit
Ehrensforten und wehenden Fahnen, was mir ſehr ver-
dächtig erſchien. Meine Sorge war nur allzu berechtigt. Am
Vorabend eines Bezirksfeuerwehrtages war aber auch nicht
das kleinſte Zimmer mehr zu bekommen. Mein Widerſtand
war gebrochen, ich ergab mich in mein Schickſal. Ich tele-
phonierte das „Grandhotel“ an. Gottlob, ein Mann, mit
dem man wenigſtens reden konnte: „Zimmer? Ja, wie lange
bleiben die Herrſchaften? Nur volle Penſion . . . Mindest-
aufenthalt fünf Tage . . .“ Ich wart ängſtliche Blicke nach
meiner Frau. Aber die ſahte nur: „Wenn du einen anderen
Ausweg weißt?“ Da ſenkte ich ein verzweifelttes Ja.

Ich bin der fünf Tage nicht recht froh geworden. Wir
wurden auch hier ſo untergebracht und mit ſo ausgeſuchter
Vornehmheit behandelt, wie es ſich für Reiſende gehört, die
im „Palaſt“ und im „Imperial“ abzuſteigen pflegen.
Eigentlich hätte ich für das Geld drei Wochen herumreiſen
wollen. Aber es hat nicht ſollen ſein. Ich war vom erſten
Tag an auf das falſche Geleiſe geraten.

In einem Anfall von Tobsucht ſtand ich mitten in der
Nacht auf und verſuchte die Zettel von den Koffern her-
unterzuziehen. Aber meine Frau wachte auf, und drohte
laut zu ſchreien, wenn ich nicht ſofort aufhörte. Ich war
überzeugt, daß ſie mich eher für geiſtesgeſtört erklären würde,
als daß ſie zugäbe, daß dieſe verdammten Hoteltettel ver-
ſchwinden, für mich Kainszeichen, das uns von Ort zu Ort
verfolgt, für ſie aber offenbar unſchätzbare Trophäen eines
zweifelloſen geplanten Triumphzuges. Und ſo ſah ich denn
mit einem geduldigen Lächeln zu, als am Tag unſerer Ab-
reiſe unſere Koffer geradezu mit „Grandhotel“-Blatzen ver-
pflaſtert wurden.

* Friedrich Eisenlohr: „Das alärische Netz“, Roman. (Horen-Verlag, Berlin-Grünwald). Eisenlohrs umfangreicher autobiographischer Roman ist zunächst eine bekennnisstarke Schilderung der Verhältnisse im Vorkriegsdeutschland, die einen jungen Mann aus der Enge bürgerlicher Anschauungen nach Paris treiben, wo er in der Bohème des Studentenviertels die Freiheit künstlerischen Menschentums kennen lernt. Diese Einleitung aber bildet nur den Auftakt für das sich anschließende Erlebnis des Weltkrieges, den der Held an der Front im Gefecht, als Verwundeter in der Heimat und schließlich in der Etappe Belgien erlebt und registriert. Mit sachlicher Aufrichtigkeit sind hier Beobachtungen wiedergegeben, deren Schilderung sich zwangsläufig aus der Einstellung des Verfassers ergeben, der sich mit dem Helden des Buches wohl identifiziert und auch in den weiterhin auftretenden Personen einige mehr oder weniger bekannte Porträts gibt. Plastische Deutlichkeit und eindrucksvoll-lebendige Sprache geben den einzelnen Stationen der episodischen Handlung besondere Anschaulichkeit, während überzeugend formulierte Gedankengänge kritische Stellungnahme und die Erkenntnis von der Sinnlosigkeit des Geschehens bedeuten. Ebenso tragisch wie dieses Geschehen, das in der geschilderten Art nicht oft genug in unsere Erinnerung zurückgerufen werden kann, endet auch eine mit wunderbarer Zartheit geschilderte Liebesgeschichte, die sich durch das belgische Etappenerelebnis zieht. Der in Wiesbaden lebende Dichter, aus dessen Buch wir kürzlich einen Abschnitt veröffentlichten, schuf mit diesem Roman gleichzeitig das Dokument einer Epoche, die erst mit dem Zusammenbruch und seinen schmerzlichen Erkenntnissen ihren Abschluß fand. -r.

* Hermann Sudermann: „Die Frau des Steffen Tromholt“. Roman. (Verlag der F. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart). Stand im Mittelpunkt des „Tollen Professors“, die Gestalt eines Mannes, so gehen die Geschehnisse in dem neuen Roman des 70jährigen um eine Frau, die, wie in einem dichterischen Widerspiel zu dem vorhergegangenen Werke schlicht, gültig, schattengleich durchs Leben geht und die doch in dieser spendenden Güte zu einer Schöpferin unvergänglicher Werte durch das Medium des Mannes wird, dem sie ihr Leben weihet. Hermann Sudermann schrieb mit der „Frau des Steffen Tromholt“ den Roman des erotischen Problems in der Künstlerehe. Wie schöpferische Kraft zwangsläufig mit erotischem Erleben verbunden bleibt und wie nur der als Künstler die volle Höhe findet, der auch in seinem Liebesleben den inneren Ausgleich errungen hat, wie leidenschaftliche Zwischenspiele einen solchen zum Höchsten strebenden Schöpfer wohl vorübergehend aus der Bahn werfen können, wie aber die gültige und verzehrende Liebe der Einen ihn immer wieder auf den Weg zum Ziele führt, das ist mit einer schöpferischen Fülle der Erfindung geschildert. Hermann Sudermanns neuer Roman ist aus dem Herzen und Geiste eines Mannes in der Vollkraft seines künstlerischen Vermögens gestaltet. Ein hohes Lied auf das Herz der Frauen -- auf die Seele einer Frau, die opferwillig und hingebend selbstlos durch die hundertfältig bewegte Buntheit der Geschehnisse wandelt.

* Robert Michel: „Jesus im Böhmerwald“. Roman. (F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien). Behutsam und zart leuchtet ein Dichter in die Werkstatt der Legende und erzählt mit feinscher Herbe den Roman des Knaben im Böhmerwald, dessen Schicksal es ist, das äußere Geschehen des Leidensweges Christi nachzuerleben und dessen Gestalt, trotz allem Erdhaften, ins Mystische emporwächst. Bangenden Herzens und verhaltenen Atems erlebt man der Mutter Gläubigkeit, die den Dornenweg des Sohnes bereitet, das Wesen von Landschaft, Tier und Mensch, das dem sprossenden Jüngling tief verbunden ist, und seine Passionsgeschichte von der aus lichten Wollen sich formenden Verkündigung an bis zum Martertode. Ergriffen schließt man das Buch, das bei aller Erdgebundenheit an die Wunder der Seele rührt.

* Sling: „Tausch im Ring“. Roman. (Allstein-Verlag, Berlin SW 68). Eine heitere verwickelte Geschichte aus der allerjüngsten Vergangenheit, als die Wohnungsfrage die brennendste und aufregendste des Tages war. -- Fünf Personen suchen eine Wohnung, die Parteien kommen miteinander in Berührung, fast scheint es, als ob nicht nur die Wohnungen, sondern auch die Frauen ausgetauscht werden sollen, aber der Tausch im Ring schließt sich nicht restlos. Alles bleibt beim Alten und man bescheidet sich mit der bis-

herigen Wohnung und der bisherigen Frau. Das ist in dem klugen Plauderton Sling's außerordentlich reizvoll und feisehend erzählt und lieft sich in einem Atemzug.

* Edward Welle-Strand: „Polarmenschen“. Ein Roman aus dem höchsten Norden (Eigenbrödler-Verlag, Berlin W. 8). Welle-Strand, der jetzt als Redakteur in Bergen lebt und vordem ein abenteuerreiches Leben als Robbenjäger führte, ist selbst ein Kind des höchsten Nordens und daher den mystischen Vorstellungen und dem naiven Naturmenschtum des Bergvolks der Lappen, dem der Stoff dieses Buches entnommen ist, besonders nahe. Der psychologische Versuch, sich in die Seele eines Rassenmischlings zu versetzen, in dem die Tatkraft und Abenteuerlust des Nordgermanen mit den primitiven, von düsteren Gewalten gehemmten Anschauungen des nordischen Mongolen miteinander streiten, ist Welle-Strand wunderbar geglückt. Das Erlebnis der Reife und Läuterung eines jungen Menschen nach spannungsvollen Abenteuern und Affären ist hier mit herrlicher Leichtigkeit und einem unerhörten Tempo des abwechslungsreichen Geschehens wiedergegeben. Wer Bang und Hamsun schätzt, muß auch Welle-Strand, der eine dichterische Begabung ersten Ranges ist, gelesen haben.

* Jack London: „Der Sohn des Wolfs“. (Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin W. 50). Mit diesem 12. Bande der großen Gesamtausgabe der Werke Jack Londons liegt nun auch jenes Buch in deutscher Sprache vor, mit dem er als Vierundzwanzigjähriger die Reihe seiner Schriften eröffnete. Dieses Buch hat Jack Londons Ruhm begründet. Diese Erzählungen schürfen tief ins Menschliche, sie spiegeln die ganz primitiven Urinstinkte des Menschen. Grandios ist die Erzählung „Eine Odysee des Nordens“. Durch viele Jahre hindurch verfolgt der Häuptlingssohn den weißen Räuber seiner Braut, gerät dabei als erster seines Stammes in die zivilisierte Welt und stellt den Räuber schließlich in Alaska, wohin das Geheimnis eines ungeheueren Goldfundes ihn gelockt hat. Aber die Geliebte will nichts mehr von ihm wissen, sie bleibt bei ihrem weißen Manne und stirbt mit ihm. Und diesem düsteren Bilde stehen andere von seltlichem Humor gegenüber, wie die Geschichte von dem verhinderten Duell.

* Harry Hervey: „Der schwarze Pavage“. Aus dem Amerikanischen übertragen von Richard v. Gohsmann (Knauer Nachf. Verlag, Berlin W. 50). Durch Java, Siam und Borneo führt uns dies seltsame, erotische Buch. Die Geschichte von Phassa Camber ist es, der schönen, abenteuerlustigen Amerikanerin; ein ausgezeichnete Kenner der Tropen und ein Stilist von hohen Graden, erzählt sie.

* „Die deutsche Mark von 1914 bis 1924“. Dieses im philatelistischen Verlag von E. Schuster in Nürnberg, Gabelsbergerstraße 62, erschienene Büchlein bringt im ersten Teil sämtliche deutsche Reichsbanknoten, Reichskassen- und Darlehenstassenscheine der Vorkriegs-, Kriegs- und Inflationszeit von 1 M. bis zum 100-Billionenschein nebst erläuterndem Text, sodas man über alle Eigenheiten, sowie über den Sammelwert der einzelnen Scheine unterrichtet wird. Der 2. Teil enthält die Briefmarken des Deutschen Reiches von 1914 bis 1924 (von der 2-Pf.-Germania bis zur 50-Milliarden-Marke) mit allen Nebenausgaben, Provisorien und Dienstmarken in guter photographischer Wiedergabe auf bestem Kunstdruckpapier.

* Modellieren“. Von Lyseal-Oberzeichnerin E. Ricklah. Mit 1 Abb. und 18 Taf. Handarbeit für Knaben und Mädchen, Heft 6. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.) Das vorliegende Buch gibt mannigfache Anregung, klare anschauliche Beschreibung in lebensvoller Form an Hand zahlreicher Abbildungen auf Tafeln, die gute Kinderarbeiten darstellen und so vor dilettantisch-unkünstlerischem Schaffen bewahren. Es ist nur Kleinplastik, die gelehrt wird. Mit Früchten beginnt es, dann kommt das Tiermodellieren daran, das Arbeiten von Köpfen, figürliches Arbeiten und schließlich die Zusammenstellung von Gruppen.

* Deutsche Feste und Volksbräuche. Von Prof. Dr. E. Fehrle. -- Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 518. -- (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Das Buch zeigt, das unsere Feste und Volksbräuche keineswegs willkürlich erfundene, sinnlose Merkwürdigkeiten des Volkes sind, wie es dem oberflächlichen Betrachter erscheint, sondern einen tieferen Sinn haben und das auch Bräuchen, die uns heute absonderlich vorkommen mögen, ein ernster Kern zugrunde liegt. In ihnen ist altererbtes Kulturgut von echt deutschem Geist noch heute lebendig. Reizvolle Bilder ergänzen und veranschaulichen die Darstellung.